



Migration &
Sicherheit
in der Stadt

Studienheft

Dorthe Flothmann

**Vulnerabilität und Resilienz als Einflussfaktoren des
Zusammenlebens im Quartier**

Potenziale eines ganzheitlichen und sozialraumorientierten
Ansatzes

SIFO.de

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Inhaltsverzeichnis:

Abstract.....	1
1. Einleitung.....	1
2. Quartiere als kleinste gestaltbare Einheit	2
3. Der Kapitalansatz nach Pierre Bourdieu.....	4
4. Vulnerabilität und vulnerable Quartiere	7
5. Quartierseffekte	10
6. Empirische Ergebnisse aus dem Projekt <i>migsst</i>	13
7. Resilienz.....	17
Literaturverzeichnis	25

Abstract

Eine Vielzahl an Akteur*innen trägt zur sozialen Gestaltung von Quartieren bei. Während hierzu auf städtischer Verwaltungsebene Mitarbeiter*innen der verschiedenen Ämter (beispielsweise Stadtentwicklung, Mobilität, Kinder und Jugend) zählen, wirken unmittelbar vor Ort Mitarbeiter*innen von Vereinen, Organisationen, Jugendtreffs oder Quartiersbüros an den Entwicklungen mit, sodass sich ein doppeltes Einwirken auf das Quartier ergibt – zum einen auf administrativer Weise seitens der Stadtverwaltung, zum anderen eben seitens der direkt vor Ort ansässigen Akteur*innen, an die sich das vorliegende Studienheft vorrangig richtet. Aufgrund ihres ständigen Kontakts zu den Bewohner*innen können sie Bedürfnisse und Bedarfe entsprechend eruieren und darauf auch reagieren, um passende Rahmenbedingungen für das Zusammenleben der Bewohner*innen mitzugestalten.

1. Einleitung

Lebenschancen und -bedingungen hängen nicht zuletzt davon ab, welche und wie viele Ressourcen sowohl Individuen als auch Quartieren zur Verfügung stehen. Ihre Ausgestaltung und ihr Umfang beeinflussen wechselseitig die individuellen und städtischen Entwicklungen. Um hier anzusetzen, ist es erforderlich, vorhandene, jedoch bislang kaum oder nicht berücksichtigte Ressourcen zu aktivieren und damit ein fruchtbares Zusammenspiel der Akteur*innen und der Bewohner*innen zu fördern. Beeinträchtigt wird dies aber unter Umständen nicht allein durch die Komplexität verschiedener Interessen, Verantwortlichkeiten und Kompetenzen, die eine Bündelung vieler Ressourcen erschwert, sondern auch durch häufig negative Diskurse, denen die betroffenen, ressourcenärmeren Quartiere unterliegen und die zusätzliche reale Konsequenzen mit sich bringen (können). So kann sich beispielsweise die Suche nach einem Arbeitsplatz aufgrund der Wohnadresse als schwierig gestalten. Soziale Akteur*innen stehen dementsprechend zum einen vor der Herausforderung, vorhandene und neue Ressourcen zu aktivieren, zum anderen müssen sie mit den vielfältigen Wirkungen bereits bestehender Stigmatisierungen umgehen, die sich auf die Bewohner*innen und deren Handeln und Lebenschancen auswirken.

Die nachfolgenden Darlegungen der Begriffe „Vulnerabilität“ und „Resilienz“ dienen einerseits dem besseren Verständnis für diese komplexe Situation, in der sich ressourcenärmere Quartiere befinden, andererseits können mit ihrer Hilfe auch Potenziale begreiflicher gemacht werden, die für einen ganzheitlichen Quartiersansatz genutzt werden können.

Dank der empirischen Forschung im Zuge des Projekts „Migration und Sicherheit in der Stadt (*migsst*)“, das im weiteren Verlauf näher dargelegt wird, konnten umfassende Eindrücke über ressourcenärmere Quartiere und das alltägliche Leben der dortigen Anwohner*innen gewonnen werden. Sie stellen den Ausgangspunkt der Analyse dar, um Erkenntnisse über Vulnerabilität zu gewinnen. Im Anschluss daran wird der diametrale Be-

griff der Resilienz näher erläutert, denn er birgt das Potenzial, den Vulnerabilitätsfaktoren entgegenzuwirken. Auch dieser Begriff wird im Anschluss an eine wissenschaftliche Darlegung anhand der Empirie des Forschungsprojekts versucht greifbarer zu machen, indem auf Resilienz-Potenziale in Form verschiedener vorzufindender Ressourcen eingegangen wird.

2. Quartiere als kleinste gestaltbare Einheit

Städte sind geprägt von der Vielzahl ihrer Stadtteile, die sich wiederum in kleinräumigere Quartiere differenzieren lassen. Wie bunte Mosaikteile könnten sie teilweise unterschiedlicher nicht sein und doch ergeben sie nur gemeinsam das Bild einer vollständigen Stadt. Was in den einzelnen Quartieren vorgefunden werden kann, divergiert mitunter stark: Wo ist eine hohe Dichte sozialer Wohnbauten vorzufinden und wo stehen hingegen die stattlichen Häuser, womöglich umsäumt von einem hohen Gartenzaun und versehen mit einer Überwachungskamera? Wo leben Menschen mit ähnlichen Rahmen- und Lebensbedingungen? Wo sind Stadtteil- oder Quartiersmanagements-Büros ansässig? Welche Quartiere verfügen über viele Grünflächen und Spielplätze? Und wo wird beim wem eine durch Medien mitproduzierte Unzufriedenheit spürbar? Diese und weitere Fragen verdeutlichen die unterschiedliche Ressourcenausstattung und Gestaltung(smöglichkeiten) der kleinräumigen Einheiten, die sich auf die Bewohnerschaft auswirken, mit denen sie umgehen müssen und die darüber entscheiden, wer wo wohnen kann, möchte oder muss und wie es um die Lebens- und Wohnqualität steht.

Dem Geographen und Soziologen Olaf Schnur (2014: 43) zufolge ist ein Quartier ein

„[...] kontextuell eingebetteter, durch externe und interne Handlungen sozial konstruierter, jedoch unscharf konturierter Mittelpunkt-Ort alltäglicher Lebenswelten und individueller sozialer Sphären, deren Schnittmengen sich im räumlich-identifikatorischen Zusammenhang eines überschaubaren Wohnumfelds abbilden.“

Diese Definition folgt einer klaren Abgrenzung zur klassischen stadtplanerischen Arbeit, die mit eindeutig definierten Plänen arbeiten muss und demzufolge eine klare Auffassung hat, wo ein Quartier beginnt und wo es endet. Vielmehr geht aus Schnurs Auffassung hervor, dass das Verständnis vom eigenen Quartier individuell ist und somit unter Umständen zwischen Angehörigen eines Haushaltes divergieren kann, die aufgrund von Alter, Geschlecht oder Arbeits- und Freizeitgestaltungen verschiedene Lebenswelten haben. Gleich ist diesen Personen jedoch, dass sich ihr Quartier in einem begrenzten, übersichtlichen Radius befindet. Anhand der Definition der Soziologin Monika Alisch wird außerdem der Unterschied zu einem Wohngebiet deutlich, denn ihr zufolge kann ein Quartier verstanden werden als ein „soziale[r] Raum, der kleiner [ist] als ein (administrativ abgegrenzter) Stadtteil, aber durchaus vielfältiger sein kann als ein Wohngebiet“ (Alisch 2002: 60).

Aufgrund der zunehmenden Dichte und Diversität der gesamten Einheit Stadt wird der Quartiersbegriff für die stadt- und raumsoziologische Betrachtung immer relevanter. Er tritt „jetzt als kleinster urbaner Raum an die Stelle einer oft genug unübersichtlich gewordenen Stadtgesellschaft“ (Bukow 2020: 7). Quartiere stellen heute den „alles entscheidenden Referenzrahmen für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung“ (ebd.: 7 f.) dar. Und das nicht ohne Grund, schließlich bilden sie administrativ betrachtet eine handhabbare Größe ab und verfügen meist über eine überschaubare, noch gut zu koordinierende Anzahl an Akteur*innen. Außerdem konzentrieren sich unterschiedliche Problemlagen lokal in Quartieren, was auf „Folgen der ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen am Übergang ins 21. Jahrhundert“ (Kronauer/Vogel 2001: 45) zurückzuführen ist. Auch sind gesamtstädtische Strategien aufgrund mangelnder Bewältigungsstrategien für einen adäquaten Umgang nicht zielführend, sodass die Relevanz der Quartiersebene noch einmal unterstrichen werden kann.

Für die Bewohner*innen stellen Quartiere ihren Lebensmittelpunkt dar; hier ist das „alltagspraktische Handeln“ (ebd.: 13) zu beobachten, sodass dort im Hinblick auf Maßnahmen besonders gut angesetzt werden kann und sollte. Gleichzeitig verdeutlichen die einleitend genannten Fragen, dass wirksame, längerfristige Veränderungen nicht nur auf der Quartiersebene erfolgen können und sollen, sondern auch müssen. Das ist darauf zurückzuführen, dass Quartiere mal mehr, mal weniger stark soziale Ungleichheiten verkörpern und Maßnahmen, die den Bewohner*innen zugutekommen sollen, dementsprechend an unterschiedliche Bedarfe und Bedürfnisse angepasst werden müssen. Denn egal, ob über „Einkommensarmut, Bildungsarmut, Gesundheit von Kindern [...], über defizitäre Infrastruktur, schlechten Wohnwert, besondere Immissionsbelastungen“ (El-Mafaalani / Strohmeier 2015: 18) oder Ähnliches gesprochen wird – bei all diesen sich negativ auswirkenden Faktoren „reden [wir] eigentlich immer über [...] dieselben Menschen“ (ebd.: 19), die in denselben Quartieren leben. Diese räumlich sichtbar werdenden sozialen Ungleichheiten stellen eine soziale Segregation dar, also „die räumliche Trennung von Arm und Reich“ (ebd.: 18). Ursachen für soziale Ungleichheiten, Auswirkungen und die potenzierte räumliche Abbildung dessen werden mithilfe des differenzierenden, nachfolgend erläuterten Kapital-Ansatzes von Pierre Bourdieu nachvollziehbar gemacht. Hierdurch wird nicht nur deutlich, dass sich die soziale Herkunft auf diverse Lebensbereiche (beispielsweise Wohnraum, Bildung) auswirkt und sich damit Chancen und Möglichkeiten eröffnen oder verschließen können. Ebenso verdeutlichen die Ausführungen zu den Kapital-Arten deren Komplexität und Wechselwirkungen, und dass nicht vereinzelt Maßnahmen zur Verringerung sozialer Ungleichheiten beitragen, sondern umfassende Ansätze erfolgen müssen.

Übungsaufgabe:

1. Überlegen Sie, was in „Ihrem“ Quartier vorzufinden ist und von den Bewohner*innen und Nutzer*innen besonders geschätzt wird und es damit zu *Ihrem* Quartier macht. Welche Risiken und Potentiale kennzeichnen Ihr Quartier?
 2. Für welche planerischen oder soziologischen Fragestellungen lohnt sich eher der Blick auf ein Quartier, einen (administrativ definierten) Stadtteil oder eine gesamte Stadt? Begründen Sie Ihre Einschätzung.
-

3. Der Kapitalansatz nach Pierre Bourdieu

Der Kapitalbegriff, der deutlich weitreichender ist, als er es im wirtschaftswissenschaftlichen Sinne vermuten lässt, setzt sich bei dem Soziologen Pierre Bourdieu im Einzelnen aus vier Kapitalsorten zusammen. Sie beeinflussen die jeweilige soziale Position und letztlich die „Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird“ (Bourdieu 1983: 183). Die Kapitalsorten stellen die „Verfügbarmacht über Produkte, Akteure und Deutungen“ (Lippuner 2012: 130 mit Verweis auf Bourdieu 1985: 10 f. und 1998: 15 ff.) dar, also ebenso „die Macht über Vorstellungen und Weltbilder, Identitäten und Differenzen“ (ebd.: 131). Die Gesamtheit und die Struktur der Kapitalsorten spiegeln sich auch im tatsächlichen Raum (also auch in den Quartieren) wider, was im weiteren Verlauf des Studienbriefs anhand der empirischen Analyse aus den Forschungsquartieren im Projekt *migsst* verdeutlicht wird.

Zum einen benennt der Soziologe Pierre Bourdieu das *ökonomische* Kapital, das im klassischen Sinne Vermögen und Eigentum meint und „relativ direkt in Geld konvertierbar [ist]“ (Burzan 2011: 125). Nur in gewissem Maße verhilft das ökonomische Kapital beim Erwerb der anderen Kapitalsorten, die nachfolgend erläutert werden. Allerdings liegt es „allen anderen Kapitalarten zugrunde“ (Bourdieu 2012: 239). Es kann jedoch nur „um den Preis eines mehr oder weniger großen Aufwands an Transformationsarbeit“ (ebd.) dazu beitragen, diese anderen Kapitalien ohne weitere Kosten oder Verzögerung zu erwerben, wie beispielsweise Dienstleistungen oder gewisse Güter (ebd.). Das ökonomische Kapital kann eine Voraussetzung zur Erlangung der anderen Kapitalsorten darstellen und hierfür Möglichkeiten ebnet. Ein Blick auf die Chancen von Ausländer*innen und Menschen mit Migrationshintergrund im Bildungsbereich und auf dem Arbeitsmarkt verdeutlichen zweierlei: zum einen ihr fehlendes ökonomisches Kapital, um hier erfolgreicher zu sein und zugleich ihre Erschwernis, darüber (mehr) ökonomisches Kapital zu erlangen. So schreibt u.a. die Soziologin Andrea Maurer, dass Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit in der Arbeitswelt eine schlechtere Stellung haben und sich dies statistisch belegen lässt (2009: 15). Bei Menschen mit Migrationshintergrund

ist beispielsweise zu verzeichnen, dass diese im Vergleich zu Menschen ohne Migrationshintergrund „in geringerem Umfang an beruflicher Weiterbildung [teilnehmen] (19% im Vergleich zu 28%)“ und auch der Bildungserfolg von Jugendlichen zeigt Diskrepanzen zwischen jenen mit und ohne Migrationshintergrund (ebd.). Dieser komprimierte Hinweis auf die Ungleichheiten im Bildungsbereich und auf dem Arbeitsmarkt¹ gibt bereits erste Hinweise darauf, dass Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit oder mit Migrationshintergrund weniger Chancen auf genügend ökonomisches Kapital und damit oftmals auch auf die anderen Kapitalsorten haben. Dieser gravierende Umstand führt also häufig dazu, dass die Betroffenen in mehrfacher Weise benachteiligt sind.

Das *soziale* Kapital umfasst „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 2012²: 238). „Man hat ein Netzwerk von Beziehungen“, beispielsweise als Absolvent*in einer angesehenen Schule (Burzan 2011: 126). In allen, insbesondere (lebens-)wichtigen Situationen ist es besonders hilfreich, wenn jemand „die entscheidenden Leute [kennt] und an bestimmten Fäden ziehen [kann], um seine Ziele zu erreichen“ (ebd.). Der Umfang des sozialen Kapitals ist zunächst stark „[abhängig] von der familiären Herkunft“, aber auch weiteren Kontakten im Wohnumfeld, in der Schule/den Ausbildungen oder bei sportlichen Aktivitäten. Es bedarf einer dauerhaften Beziehungsarbeit, um dieses Kapital aufrechtzuerhalten“ (ebd.). Diese „sozialen Beziehungen“, die u.a. auf „(Arbeits-)Verträgen beruhen, [können] genauso gut aber aus freundschaftlichen Verpflichtungen und Ähnlichem erwachsen“ (Lippuner 2012: 131). Sozialkapitalbeziehungen „können auch gesellschaftlich institutionalisiert und garantiert werden, und zwar sowohl durch die Übernahme eines gemeinsamen Namens, der die Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Klasse, einem Stamm oder auch einer Schule, einer Partei usw. kennzeichnet, als auch durch eine Vielzahl anderer Institutionalierungsakte“ (Bourdieu 2012: 238). Da „das Erreichen materieller Unabhängigkeit wiederum den Einsatz weiterer Ressourcen (sogenannte ‚indirekte Zwischengüter‘), wie etwa Bildungs- oder Netzwerkressourcen erfordert“ (Schnur 2008: 139), wird die Bedeutsamkeit von Kontakten besonders deutlich.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass um die Relevanz und Bedeutung unterschiedlichen sozialen Kapitals eine Kontroverse geführt wird und hier immer wieder darauf hingewiesen wird, dass „vereinfachende Analogien und Interpretationen [...] vermieden werden [sollten]“ (Schnur 2008: 140). Auch wenn einige Quartiere insgesamt über wenig

¹ Da die Benachteiligung im Bereich Bildung und Arbeit nur kurz angerissen werden kann, hier weitere Literaturhinweise:

<https://www.bpb.de/apuz/30801/migrantenkinder-im-bildungssystem-doppelt-benachteiligt>

<https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/newsletter/182169/diskriminierung-von-migranten>

² Erstveröffentlichung in: KRECKEL, R. (Hrsg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Sonderband 2, S.183-198.

Kapital verfügen (hierzu mehr im nachfolgenden Kapitel), können „sogenannte benachteiligte[.] Quartiere nicht per se als ‚sozialkapitalarm‘ und ‚integrierte Quartiere‘ nicht als ‚sozialkapitalreich‘ bezeichnet werden“ (ebd.).

Die dritte wichtige Kapitalsorte ist das sogenannte *kulturelle* Kapital, das sich wiederum in drei Formen unterscheiden lässt. Mit inkorporiertem Kulturkapital meint Bourdieu Wissen und Bildung, die sich über die familiären und sozialen Instanzen einschreiben, sichtbar habituell, dessen „Erwerb (Lern-)Zeit [erfordert], man kann es nicht kurzfristig kaufen oder verschenken“ (Burzan 2011: 126). Objektiviertes Kapital meint konkrete Güter, wie beispielsweise Instrumente, Gemälde oder Bücher. Zwar sind sie „leichter auf andere übertragbar“, jedoch muss dieses Kapital strategisch eingesetzt werden können, „um ein Gemälde auch als hochwertig erkennen zu können“ (ebd.). Das institutionalisierte Kulturkapital meint sämtliche Titel, die durch den schulischen Werdegang ermöglicht werden, also beispielsweise das Abiturzeugnis oder den Dokortitel. Diese Form des Kapitals kann an das ökonomische Kapital anknüpfen, da mit einem erfolgreichen Bildungsweg auch ökonomisches Kapital erzielt werden kann oder das Erreichen von Bildungsabschlüssen den Einsatz ökonomischen Kapitals voraussetzt.

Die vierte Kapitalform kann als eine Art mögliche Folgewirkung der anderen drei Kapitalformen gesehen werden, nämlich das sogenannte *symbolische* Kapital, das sich in Prestige niederschlägt, und „eine wichtige Funktion bei der alltäglichen Legitimation gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse [hat]“ (Schwingel 1995: 11).

Die komprimierte Darlegung des Kapital-Ansatzes von Pierre Bourdieu dient dazu, mannigfaltige Ursachen sozialer Ungleichheiten und die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kapitalformen besser nachvollziehen zu können. Die Folgen der Kapital-Ausstattung können divers sein; so kann beispielsweise das institutionalisierte Kapital den Weg zu einem angesehenen Beruf ebnen, der wiederum ausreichend ökonomisches Kapital verschafft. Türen verschließen sich wiederum, wenn dieses genannte Kapital nicht vorhanden ist oder auch kein hilfreiches Netzwerk (soziales Kapital) beispielsweise Möglichkeiten zu einer guten Wohnung verschafft. Der Umfang des individuellen Kapitals wirkt sich demnach gesamtgesellschaftlich aus und ist in einigen Städten räumlich mehr, in anderen Städten weniger ersichtlich. So lässt sich zusammenfassen, dass das unterschiedliche Maß an Kapitalien „die Handlungsmöglichkeiten bzw. Handlungsrestriktionen [prägt]“ (Frevel 2019: 69). Gerade sogenannte benachteiligte Quartiere verfügen dementsprechend oftmals über weniger Handlungsspielraum, sodass die Potenziale der dort lebenden Menschen stärker fokussiert und städtische Ressourcen aktiviert werden sollten.

Segregation

Die Erläuterungen der Kapitalsorten können nicht nur helfen soziale Ungleichheiten nachzuvollziehen, sondern ebenso, eine der Folgen, nämlich die räumliche Kumulation wohlhabenderer respektive ärmerer Menschen – verstanden als soziale Segregation – zu erkennen. Segregation als solches meint die Konzentration von Bewohner*innen,

„die eine soziale [...] Gemeinsamkeit haben“ und dass diese eben „nicht wahllos vermischt mit anderen Gruppen wohnen, sondern konzentriert in bestimmten Quartieren“ (Häußermann 2007). Es kann zwischen „eine[r] freiwillige[n] und eine[r] erzwungene[n] Segregation“ (ebd.) unterschieden werden. Hier sollte jedoch hinzugefügt werden, dass die Wohnstandortwahl keineswegs so dichotom ausfällt, wie durch den Hinweis auf die (Un)freiwilligkeit angenommen werden könnte. So kann der Wunsch, unter seinesgleichen zu sein, viel gewichtiger sein als der damit verbundene Ort, an dem letztlich gewohnt wird und der womöglich einem schlechteren Image unterliegt. Auch wenn Bewohner*innen eines sozial segregierten Quartiers ärmerer Provenienz (es gibt schließlich auch die Reichenviertel, die ebenfalls sozial segregiert sind) dort nicht immer zwangsläufig unfreiwillig leben müssen und beispielsweise die Nähe zu ihren Verwandten oder Freund*innen zu schätzen wissen, können aufgrund der Vulnerabilität des Quartiers strukturelle Nachteile vorhanden sein, die sich mal mehr, mal weniger stark auf die Bewohnenden und die diversen Lebensbereiche niederschlagen.

Übungsaufgabe:

1. Warum leben Migrant*innen oftmals in „ärmeren“ Quartieren als in „reichen“? Erläutern Sie dies unter Berücksichtigung des dargelegten Kapitalansatzes von Pierre Bourdieu.
2. Diskutieren Sie die Bedeutung der einzelnen Kapitalsorten im Hinblick auf die Wohnstandort-Möglichkeiten und den Wohnraum.

4. Vulnerabilität und vulnerable Quartiere

In diesem Kapitel wird der Blick verstärkt darauf gerichtet, wie sich das individuelle, unterschiedliche Maß an Kapitalien, das sich gesamtgesellschaftlich in Form sozialer Ungleichheiten äußert, in den Quartieren und bei deren Bewohner*innen niederschlägt. Denn wie die Ausführungen zu Bourdieus Kapital-Theorie bereits zeigten, prägt das Maß an Kapitalien Handlungsspielräume und Chancen, sodass sich unterschiedliche Anforderungen an die in den Quartieren arbeitenden Akteur*innen ergeben. Der Fokus liegt hierbei auf jenen Quartieren, deren Bewohner*innen über wenig Kapitalien verfügen und die auch als „verletzliche Quartiere“ (Frevel 2019: 4) bezeichnet werden können. Zunächst wird der Terminus der Vulnerabilität näher erläutert, um ihn im Anschluss auf die räumliche Ebene übertragen und damit darlegen zu können, wie sich ein kumulierendes geringes Maß an Kapitalien auf gesamte Quartiere auswirkt, sodass die Anforderungen an die Quartiersarbeit deutlich werden. Angereichert werden die theoretischen Darlegungen mit Beobachtungen und Erkenntnissen aus dem Forschungsprojekt *migsst*, dessen zentrale Fragenstellung, Vorgehensweise und Ziel im weiteren Verlauf weiter dargelegt werden.

„Vulnerabilität“ kann abgeleitet werden vom lateinischen Wort *vulnus* und mit „Wunde“ übersetzt werden. Neben dieser Übersetzung verdeutlicht auch ein Blick in den Duden, dass es sich vorrangig um einen medizinischen Begriff handelt:

- **Gebrauch:** besonders Medizin, Psychologie
- **Bedeutung:** [...] Empfänglichkeit für bestimmte Erkrankungen
- **Beispiele:**
 - erhöhte Vulnerabilität bei Frauen, Männern
 - die Vulnerabilität einer Bevölkerungsgruppe einschätzen (Duden o.J.)

Insbesondere in den letzten Jahren hat der Begriff an Popularität gewonnen und findet auch in anderen wissenschaftlichen Disziplinen Verwendung, die mitunter weniger stark auf das Individuum fokussiert sind, als es die Darlegung im Duden vermuten lassen könnte. Im Anschluss an eine allgemeine Definition wird auf die stadtsoziologische Perspektive eingegangen.

In prägnanter Form lässt sich der Begriff folgendermaßen definieren³:

Vulnerabilität (auch „Verwundbarkeit“ oder „Verletzlichkeit“) umschreibt den auf verminderten Ressourcen basierenden erschwerten Umgang mit Krisen und Gefährdungen und den daraus resultierenden erhöhten Schädigungen.

Der Psychologe Kurt Heller bietet eine ausführlichere Definition, welche zwar die psychologischen Faktoren in den Vordergrund rückt, aber durchaus eine stadtsoziologische Übertragbarkeit ermöglicht.

Vulnerabilität, genetisch oder/und biographisch erworbene Verletzlichkeit [...]. Grundlegende *Vulnerabilitätsfaktoren* sind unsichere soziale Netzwerke, fehlende Entlastungsmöglichkeiten, negative Selbstkonzepte, best. Attributionstile, zeittextendierte multifaktorielle Be- und Überlastung und die Akkumulation solcher Vulnerabilitätsfaktoren in Negativkarrieren. (Heller 2000)

Ferner heißt es hinsichtlich der Überwindung von vulnerablen Faktoren:

„*Schutzfaktoren* können Vulnerabilitätssymptome kompensieren, doch überschneiden sie sich teilweise mit ihnen abhängig vom Kontext und Dauer. Zudem

³ Die Definition ist eigens formuliert und setzt sich aus den Erkenntnissen unterschiedlicher Quellen zusammen, wie beispielsweise der nachfolgenden Definition des Magazins „Spektrum“ (2000), den Darlegungen von Christmann, G.B./Balgar, K./Mahlkow, N. (2015) ab S.126, Ueberschär, E. (2020) und Bohle (2005), S. 72.

gehören *Resilienz* (Widerstandsfähigkeit) und Vulnerabilität dialogisch zusammen, da Vulnerabilität nicht durch das bloße Ausschalten von Vulnerabilitätsfaktoren vermieden werden.“ (ebd.)

Diese Definition ist insofern hilfreich, als dass sie mehrere Faktoren benennt, die den Grad der Vulnerabilität beeinflussen können und außerdem verdeutlicht, dass Vulnerabilität kein starres Konstrukt ist, sondern auf unterschiedliche Weise bearbeitet und verändert werden kann. Das lässt sich ebenso auf städtische Räume übertragen: Vulnerablen Quartieren mangelt es an unterschiedlichen Ressourcen, denn

„insbesondere bei der sozial erzwungenen Segregation [ist] eine Verdichtung von Personen mit geringer Ausstattung an Kapitalien (im Bourdieuschen Sinne) [...] festzustellen, was via der individuellen Verletzlichkeit der Benachteiligten in der Kumulation zur Bildung von vulnerablen Quartieren führt“ (Frevel 2019: 70).

Dieser widrige Umstand, der durch erzwungene, also nicht-intendierte Prozesse erfolgt, unterstreicht die Notwendigkeit einer umfassenden Unterstützung für betroffene Quartiere und hebt die Komplexität der Anforderungen hervor.

Ressourcenärmere Quartiersbewohner*innen sind in besonderem Maße auf Unterstützung und vor allem auf ein „Empowerment“ angewiesen – hierbei können beispielsweise Bekannte oder Freund*innen „als wichtige Ressource zur Bewältigung des Alltags“ (Farwick 2012: 391) angesehen werden, ebenso sind „die quartiersnahen Einrichtungen der sozialen Infrastruktur [...] für diese Gruppen von großer Bedeutung“ (ebd.).

Herausforderungen können sich im Falle einer erhöhten Fluktuation ergeben, welche den Aufbau und Erhalt einer gut ausgeprägten Nachbarschaft erschweren würde. Ebenso können sich die soziale und kommerzielle Infrastruktur (ebd.) als Problematik erweisen, wenn Kindertagesstätten und Schulen den „erhöhten Anforderungen an ihre pädagogischen Aufgaben [...] aufgrund ihrer personellen Ausstattung mit geeignetem Personal nicht gewachsen [sind]“ (ebd.). Hinzu kommt die abnehmende Kaufkraft der ressourcenschwächeren Bewohner*innen, die sich auf das Vorhandensein und die Vielfaltigkeit lokaler Dienstleistungs- und Warenangebote niederschlagen kann (vgl. Häußermann/Kronauer 2009: 167). Hierdurch entsteht die Gefahr, dass gerade diejenigen, die mitunter deutlich mehr Ressourcen benötigen, diese nicht erhalten und es sogar zu einem weiteren Abbau hilfreicher Unterstützungsmöglichkeiten kommt. Die Vulnerabilität einiger Quartiere kommt somit nicht allein auf individueller Ebene zum Vorschein, sondern ist im gesamten städtischen Raum auf unterschiedliche Weise sichtbar.

Übungsaufgabe:

1. Übertragen Sie die Ausführungen auf Ihr Quartier:
 - Welche Faktoren könnten die Vulnerabilität antreiben?

- Welche Risiken bestehen auf Ebene der Bewohner*innen, welche im Raum und welche werden womöglich von außen herangetragen?
2. Welche Infrastruktur besteht oder besteht nicht in Ihrem Quartier, die in Bezug zur Vulnerabilität verstanden werden könnte?
-

5. Quartierseffekte

Vulnerabilität ergibt sich nicht allein aus dem Umstand, dass ressourcenschwache Bewohner*innen in einem Quartier kumulieren. Vielmehr geht es um die damit verbundenen Folgewirkungen. Eine weniger gute Ressourcenausstattung erzeugt (indirekt) bestimmte Formen und Gestaltungsmöglichkeiten des Quartiers, wodurch negative Faktoren (re)produziert werden können. Dieser Umstand lässt sich unter dem Stichwort „Quartierseffekt“ näher erläutern. Dem Verständnis der Geographin Andrea Nieszery zufolge können „unter Quartierseffekten – auch als Nachbarschafts- oder Kontexteffekte bezeichnet – [...] unabhängige Effekte des Wohngebiets verstanden [werden], die sich auf die Lebensqualität und die Perspektiven seiner Bewohner auswirken“ (2012: 1). Ebenso nehmen die britischen Stadtforscher Keith Kintrea und Roland Atkinson mutmaßlich eine Relevanz zwischen Wohnort und gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten an, dieser habe einen ähnlich großen Stellenwert wie die „sozialen Kategorien ‘gender, race and class’“ (Atkinson/Kintrea 2001, zit. n. Nieszery 2012: 2).

Zwar besteht bislang keine grundlegende Theorie zu Quartierseffekten, doch werden in der Wissenschaft drei konkretere Dimensionen von Quartieren diskutiert, die sich benachteiligend auf die Menschen auswirken können. Schnur et al. benennen in diesem Kontext „Ressourcen, Image und Sozialisation“ (2020: 1-2 mit Verweis auf Nieszery 2014: 138). Erstere meint die bereits anhand des Soziologen Andreas Farwick genannten infrastrukturellen Rahmenbedingungen (soziale Einrichtungen, weitere Dienstleistungen) eines Quartiers. Das Image wiederum kann „Desintegrationserfahrungen“ (Schnur et al. 2020: 2) hervorrufen. Wenn sich beispielsweise eine „negative Berichterstattung [...] in den Medien wiederholt und sich dadurch externe Zuschreibungen verfestigen, kann das individuelle Selbstwertgefühl leiden [...]“ (ebd.). Unter der Sozialisation ist zu verstehen, dass beispielsweise „soziale Netzwerke [...] einen Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtern würden“ (ebd.) und dessen Fehlen wiederum zu weniger solcher günstigen Gelegenheiten führt.

Die drei aufgeführten Dimensionen sind an das ökonomische, soziale und kulturelle Kapital nach Pierre Bourdieu angelehnt. Das wird bei den Ausführungen der Stadtsoziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel noch deutlicher – sie unterscheiden zwischen einer materiellen, einer symbolischen und einer sozialen Dimension. Die materielle Dimension (wie auch die oben genannte Dimension der Ressourcen) meint die Inf-

rastruktur und damit außerdem die „privaten und öffentlichen Dienstleistungen, belastende physische Umweltqualitäten, [...] Einbindung ins Verkehrsnetz und [...] Erwerbsmöglichkeiten“ (Häußermann/Siebel 2004: 165). Wie auch Schnur et al. (2020) im Hinblick auf deren genannte Dimension des Images, so fragen auch Häußermann und Siebel im Kontext der symbolischen Dimension nach Folgen eines Quartiersstigmas für die Bewohnenden. Hierbei gehen sie auch auf den beruflichen Werdegang ein, denn sie fürchten, dass „eine schlechte Adresse die Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt verschlechtert“ (ebd.). Außerdem fürchten sie um die individuellen, vor allem psychischen Auswirkungen eines negativen Quartiersimages, das „als negatives Selbstbild von den Bewohnern übernommen werden kann und dadurch Apathie und Hoffnungslosigkeit verstärkt“ (ebd.). Ähnlich wie in der Dimension der Sozialisation, nehmen die Stadtforscher Häußermann und Kronauer im Kontext der sozialen Dimension an, dass „[...] die soziale Zusammensetzung [und] die vorherrschenden sozialen Lagen [...] Milieus [formen], die ihrerseits Rückwirkungen auf die Orientierungen, die Verhaltensmöglichkeiten und Lebenschancen der Bewohner haben“ (2009: 158). Diese vermutete eigenständige, benachteiligende Auswirkung ist nach Einschätzung von Häußermann und Siebel nur dann zutreffend, wenn die Netzwerke betroffener Bewohner*innen im entsprechenden Quartier bestehen und nicht etwa außerhalb (vgl. Senkel 2012: 327). Gerade diese genannte Einschränkung hinsichtlich des Einflusses der sozialen Dimension knüpft an kritische Äußerungen zur Bedeutsamkeit von Quartierseffekten an, die nachfolgend näher dargelegt werden.

Kritik

Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen bereits, dass es sich um ein komplexes Thema handelt und keine voreiligen Schlüsse von Ursache-Wirkung-Beziehungen gezogen werden sollten. So besteht die Gefahr, Quartiere und potenzielle negative Quartierseffekte zu isoliert zu betrachten. Denn während quantitative Studien oder beispielsweise Mitarbeitende in der Stadtplanung das Quartier als einen abgegrenzten Raum verstehen und handhaben (müssen), sieht dies in der Realität anders aus: So können sich, wie Häußermann und Siebel bereits einräumen, gute Kontakte der Bewohner*innen selbstverständlich auch außerhalb des eigenen Quartiers befinden, ebenso wie Arbeitsstellen. Hinzu kommt die Gefahr einer Stigmatisierung, wenn nicht nur betroffene Quartiere „überwiegend über ihre Mängel charakterisiert, sondern auch die Bewohner hauptsächlich defizitorientiert beschrieben werden“ (Gilbert 2011). In dem Fall wird außer Acht gelassen, dass „das Quartier [...] auch einen Filter bilden [kann], der die Außenbeurteilung in ihren Wirkungen abschwächt. Es kann geradezu einen Schutzraum darstellen, in den man sich zurückzieht und unter seinesgleichen verstanden und aufgehoben sieht“ (Kronauer/Vogel 2001: 46).

Ebenso kann kritisch angemerkt werden, dass im Kontext von Quartierseffekten oftmals der „generalisierenden Annahme“ (Nieszery 2012: 1) Folge geleistet werde, „dass es für arme Menschen besonders nachteilig sei, in einem armen Stadtteil zu wohnen und dass

ihre Lebenschancen sich verbessern, wenn sie in einem sozial gemischten Wohngebiet leben“ (ebd. mit Verweis auf Durlauf 2004). Dadurch, dass „Quartierseffekte bei Homogenität am stärksten [sind]“ (Schnur et al. 2020: 9), beruht diese Annahme auf der Vorstellung einer „gesunden“ Mischung der Bewohnerschaft und impliziert, dass kapitalstärkere Menschen vonnöten sind, damit ein betroffenes Quartier revitalisiert werden könne. Doch nicht nur die inhärente Normativität dieser Auffassung ist problematisch. Zugleich wird außer Acht gelassen, „dass das Quartier letztlich nur als einer von vielen Faktoren bei der Reproduktion von Benachteiligung und Ausgrenzung fungiert“ (Senkel 2012: 328). In der Sozialwissenschaft ist das Desiderat einer sozialen Mischung und deren vermuteter Folgen sozialer Kohäsion und sozialer Aufstiegsmobilität „empirisch am wenigsten klar [...] oder [wurde] sogar widerlegt“ (Schnur et al. 2020: 10). Das Streben nach einer sozialen Mischung zur Vermeidung negativer Quartierseffekte kann „angesichts des zwiespältigen Forschungsstands [...] die Einschätzung [nahelegen], dass der hohe politische Stellenwert [...], eher ideologisch als empirisch gestützt ist“ (Nieszery 2014: 140 mit Verweis auf Andersson/Musterd 2005).

Gleichzeitig soll die aufgeführte kritische Betrachtungsweise hinsichtlich der Forschung zu Quartierseffekten die Rolle des Wohnorts für dessen Bewohner*innen nicht vollkommen leugnen, sondern darauf aufmerksam machen, wie komplex die Entstehung von Vulnerabilität ist, zu der der Wohnort als zusätzlicher benachteiligender Faktor beitragen kann.

Übungsaufgabe:

1. Die Ausführungen zu Quartierseffekten mitsamt der anschließenden Kritik haben verdeutlicht, welche Relevanz der Wohnort für die Bewohnenden haben kann und dass eine homogene Bewohnerschaft ambivalent zu betrachten ist. Doch auch eine starke Heterogenität bringt potenzielle Vor- und Nachteile mit sich. Fassen Sie die bislang dargelegten sowie Ihre eigenen Überlegungen zu den jeweiligen Chancen und Risiken in der Tabelle zusammen.

	Chancen	Risiken
Homogenität	•	•

Heterogenität	•	•

6. Empirische Ergebnisse aus dem Projekt *migsst*

Wie bereits erwähnt, können die theoretischen Darlegungen mit Analysen und Ergebnissen aus der empirischen Arbeit im Rahmen des Forschungsprojektes „Migration und Sicherheit in der Stadt (*migsst*)“ (www.migsst.de) unterlegt, angereichert und kontrastiert werden. Während des vom Jahr 2018 bis 2021 durchgeführten Projekts wurde in vier deutschen Großstädten in jeweils zwei migrantisch geprägten Quartieren geforscht. Diese Quartiere zeichnen sich durch eine längere Migrationsgeschichte, einen hohen Anteil an Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund⁴ und zum Teil auch durch einen überdurchschnittlichen Anteil an Ausländer*innen⁵ aus. Beispielsweise beträgt der Ausländer*innen-Anteil in einem der Quartiere ca. 38 Prozent, wohingegen er ge-

⁴ Laut Statistischem Bundesamt hat eine Person dann einen Migrationshintergrund, „wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde. Im Einzelnen umfasst diese Definition zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländerinnen und Ausländer, zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte, (Spät-) Aussiedlerinnen und (Spät-) Aussiedler sowie die als Deutsche geborenen Nachkommen dieser Gruppen.“ (<https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html>)

⁵ Hierzu zählen alle Personen, die nicht Deutsche im Sinne des Art. 116 Abs. 1 GG sind, d. h. nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Zu ihnen gehören auch die Staatenlosen und die Personen mit ungeklärter Staatsangehörigkeit. Deutsche, die zugleich eine fremde Staatsangehörigkeit besitzen, gehören nicht zu den Ausländerinnen und Ausländern. (<https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Glossar/auslaendische-bevoelkerung.html>)

samtstädtisch bei ca. 20 Prozent liegt. Die Forschungsquartiere sind von einer kumulierenden geringen Ressourcenausstattung betroffen, die sich in unterschiedlichen Lebensbereichen bemerkbar macht. Beispielhaft sei dies im Bildungsbereich ausgeführt: Hier erhalten in einem der Quartiere über 40 Prozent⁶ der Kinder nach Abschluss der Grundschule eine Hauptschulempfehlung (zum Vergleich: in anderen Quartieren der Stadt mit einer insgesamt guten Ressourcenausstattung liegt der Wert bei weniger als fünf Prozent). Und auch zuvor bestehen oftmals Probleme, so seien bereits bei Schuleingangsuntersuchungen in zwei der acht Forschungsquartiere erhebliche Defizite in den elementaren Entwicklungskompetenzen (beispielsweise Motorik und Sensorik) zu verzeichnen, die sich deutlich vom gesamtstädtischen Vergleich abheben. Während sie in zwei der Forschungsquartiere bei über 20, bzw. sogar über 25 Prozent lägen, beträgt der Wert in mehreren anderen Quartieren unter zehn Prozent. Hierin, so ließe sich schlussfolgern, besteht nicht zuletzt die Gefahr der (offiziellen) Arbeitslosigkeit, die auch in einem der Quartiere mehr als doppelt so hoch ist wie im gesamtstädtischen Durchschnitt. Die genannten schwierigen Startvoraussetzungen der Kinder erschweren die Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sodass sich die Gefahr der Arbeitslosigkeit, die sich wiederum auf andere Lebensbereiche auswirkt, fortsetzen kann. Hierdurch wird wiederum deutlich, wie relevant ausreichende Entwicklungschancen im Kindesalter sind.

Hinzu kommt ein teilweise hoher Anteil an Alleinerziehenden, welcher als weitere Herausforderung gesehen werden kann, da Alleinerziehende schneller von Armut betroffen sein können und dementsprechend eine besondere Unterstützung benötigen.

Die dargelegten Indikatoren verdeutlichen, dass es sich um ressourcenschwächere Bewohner*innen handelt und dementsprechend in sogenannten vulnerablen Quartieren geforscht wurde. Inwiefern dort hinsichtlich des allgemeinen Zusammenlebens besondere Bedürfnisse verspürt werden und welche Anforderungen sich dadurch unter anderem an die unterschiedlichen lokalen Akteur*innen ergeben, konnte aufgrund des qualitativen Ansatzes des Projekts nachvollzogen werden. Denn neben einer Vielzahl an Interviews mit Akteur*innen vor Ort und in der Stadtverwaltung sowie der Polizei, konnten ebenso Gespräche mit Bewohner*innen und Teilnahmen an diversen Sitzungen dazu beitragen, ein weitergehendes Bild zu erhalten. Diese ergaben Erkenntnisse darüber, was die Menschen in ihren Quartieren umtreibt, wie es dabei um die Einschätzung zur lokalen Sicherheit und zur Ressourcenausstattung steht und welche besonderen Bedarfe und Bedürfnisse sich daraus ergeben. Es zeigte sich, dass sich teilweise sehr gut an die theoretischen Ausführungen zur Vulnerabilität von Quartieren und den Quartierseffekten anknüpfen lässt und sich die geringere Ressourcenausstattung der Bewohner*innen und der Quartiere auf unterschiedliche Weise auswirkt.

⁶ Die Daten beziehen sich auf Dokumente zur sozialen Teilhabe, Bildungsberichte und allgemein herausgegebene Bevölkerungsstatistiken aus dem Jahr 2018. (Aufgrund der Wahrung der Anonymität werden die Daten gerundet und es können an dieser Stelle keine stadtbezogenen Quellenangaben erfolgen.)

So berichten zwei Lehrer*innen in einem Interview, wie sich die prekäre Arbeitssituation in einigen Elternhäusern auf die Kinder auswirkt:

Und jetzt sind wir hier an einem Standort, wo die Kinder generell schon durch die Elternhäuser schwierigere Startvoraussetzungen haben. Das heißt, die Kompetenzen zu erreichen. Die werden auch Zuhause wenig bis gar nicht unterstützt. Können die Eltern teilweise auch gar nicht, weil die Eltern können noch viel weniger Deutsch als die Kinder.

Hieraus geht der hohe Stellenwert externer Ressourcen hervor. Die Beantragung für eine Lernförderung oder Geld, um Ausflüge im Rahmen der Schulzeit zu ermöglichen, ist aufgrund der diffusen Einkommenssituation jedoch oftmals nicht möglich, obwohl seitens der Stadt Gelder dafür bereitgestellt werden:

Und da fällt dann halt auch oft auf, dass bei Kindern, wo wir denken, das ist notwendig, dass das nicht möglich ist, weil die Familien gar keine Sozialleistungen erhalten. Und gar nicht berechtigt sind, diese Bildung- und Teilhabe-Pakete dann auch zu beantragen. Und da die Eltern dann oft auch nicht berufstätig sind oder nur geringfügig beschäftigt, irgendwie ganz viele, die dann Zeitung austragen gehen, oder so. Also so diese Prospekte und so was, ja dass die oft dann gar kein anderes Einkommen haben als das Kindergeld. Zumindest das, wovon wir so wissen.

Die Kumulierung von Familien mit insbesondere unzureichendem ökonomischen und sozialen Kapital erschwert letztlich die Arbeit der Lehrer*innen. Zusätzliche Lernförderungen könnten diese erleichtern, vorausgesetzt, sie werden genutzt und können im Falle der Notwendigkeit beantragt werden. Die langfristigen Auswirkungen einer Bildungsbenachteiligung sind verheerend, schließlich ermöglicht oder verhindert der Grad der Bildung im weiteren Lebensweg der Kinder vieles.

Welche Auswirkungen die stadtplanerischen Strukturen eines Quartiers auf die Bewohner*innen (und in diesem Fall insbesondere auf die Kinder) haben können, geht aus einem Interview mit einer*inem Sozialarbeiter*in eindrücklich hervor:

Und da [in einem der Häuser des Quartiers, Anm. d. Verf.] gibt es eine Hausaufgabenbetreuung und auch mal Ferienangebote. Das ist aber das Einzige, was es hier gibt. Und dieses Gebiet dahinten, ist für die Kinder, die hier um die Schule bei uns wohnen und auch die da im Bereich um die Straße wohnen, nicht zu erreichen. Das ist ja auch fußläufig ziemlich weit, dann sind da die Schienen. [...] Ist ja Güterverkehr und Bahnverkehr. Und dann Schranken, die teilweise 20 Minuten zu sind, bis man da wieder durchkommt und so. Also die Kinder von hier kommen gar nicht dahinten hin. Das ist halt für die, die hier bei uns unmittelbar im Umfeld sind, gibt es nicht. Nichts.

Die Vulnerabilität der Forschungsquartiere in Form einer unzureichenden sozialen sowie kommerziellen Infrastruktur kommt unter anderem im Rahmen eines Gesprächs mit einer*inem Bewohner*in zum Vorschein:

Die unterhalten sich, sitzen, und, und, und. Aber die können ja nichts machen, die Jugendlichen. Was haben die denn? [...] Aber Jugendliche hier in der Umgebung sind nicht sehr viel, weil nichts hier los ist.

Die im Kontext der Quartierseffekte genannte dritte Dimension, die das Image betrifft, lässt sich ebenso in den Interviews wiederfinden, wie diese Passage verdeutlicht:

In den Nachrichten werden wir als No-Go-Area bezeichnet.

Im nachfolgenden Zitat wird zudem die Simultaneität der Dimensionen der Quartierseffekte deutlich:

Das Image, das ist hin, sag ich mal. Das Image ist absolut, also die Seite, also es gibt meiner Meinung nach zwei Straßenzüge in [Name des Quartiers]. Einmal hier die [Straßenname]. Und einmal hier die [Straßenname]. Die laufen ja quasi parallel zueinander. Und die [Straßenname] bis zu einem gewissen Punkt sieht gut aus. Dann gibt es so einen Abschnitt, wo man denkt, ok, muss jetzt nicht unbedingt sein, einfach darum, Leerstände, verwahrloste Häuser. Graffiti, also ich sag jetzt mal, Wildgraffiti. Es sieht halt nicht nett aus. Und dann fährt man noch ein Stück weiter und dann kommen eigentlich die guten Siedlungen. Aber davon redet keiner. Es ist, sind wirklich nur kurze Züge.

Außerdem zeigt dieses Zitat eindrücklich, dass es für ein umfassendes schlechtes Image eines gesamten Quartiers ausreicht, wenn lediglich einzelne Straßenzüge wenig attraktiv sind. Die „guten Siedlungen“ finden dann keinerlei Berücksichtigung und das Quartier kann sich aufgrund der zugeschriebenen, pauschalisierten und erhöhten Vulnerabilität nicht gegen dieses Image wehren.

Zuletzt kann die Aussage eines anderen Anwohners hinzugezogen werden, um die Langlebigkeit eines schlechten Images zu unterstreichen:

Daraus wurde dann aber direkt diese No-Go-Area-Debatte, die auch lange dem Stadtteil hier angehaftet hat. Auch immer noch tut, auch immer noch Leute, immer noch greifen Leute auf diesen Narrativ zurück, naja früher No-Go-Area, jetzt geht es ja bergauf. Ich fand aber diesen Begriff vollkommen schräg und unangebracht.

Die Akkumulation von Menschen mit wenigen Ressourcen kann also insgesamt „vulnerable Quartiere“ hervorbringen, was sich wiederum in verschiedenen Bereichen niederschlägt und das alltägliche Leben der Bewohner*innen aufgrund der ständigen Stigmatisierungen erschwert.

Übungsaufgabe:

1. „Das, was wir vor Ort erleben, hat seinen Kern oft ganz woanders.“ (Bourdieu 1997: 159) Wie lässt sich dieses Zitat mit den vorigen Ausführungen kontextualisieren?
 2. Welche Erschwernisse bei einer Kumulierung ressourcenärmerer Bewohner*innen können sich außerdem ergeben? Diskutieren Sie dies im Hinblick auf die Wohnraumversorgung, die Gesundheit und das Sicherheitsgefühl der Betroffenen.
 3. Übertragen Sie den Begriff der Vulnerabilität auf ein Ihnen bekanntes Quartier, das einen „schlechten“ Ruf hat. Woraus speist sich die Vulnerabilität dort?
 4. Übertragen Sie den Begriff außerdem auf ein Ihnen bekanntes Quartier, das einen „guten“ Ruf genießt. Worin unterscheiden sich die Quartiere maßgeblich, also wo und wie werden Unterschiede besonders deutlich?
-

7. Resilienz

Nicht allein die theoretischen Ausführungen haben verdeutlicht, wie komplex die Ursachen von Vulnerabilität in Quartieren sein können. Das wurde ebenso anhand des empirischen Materials deutlich, denn hierbei kamen die unterschiedlichen Bereiche, in denen angesetzt werden kann, zum Vorschein. Unter dem Terminus der Resilienz wird nachfolgend eruiert, welche Faktoren zur Minderung von Vulnerabilität beitragen können, sodass betroffene benachteiligte Quartiere besser gegen hemmende Faktoren in unterschiedlichen Lebensbereichen gewappnet sind. Konkret geht es bei der Suche nach Resilienz fördernden Faktoren für vulnerable Quartiere also darum, dass den Menschen trotz der geringeren Ressourcen (bzw. des geringen Kapitals) keine – oder zumindest weniger – Chancen und Möglichkeiten verwehrt werden, über die Menschen in anderen, „besseren“ Quartieren eher verfügen.

Doch was ist unter dem Begriff zu verstehen, der in den vergangenen Jahren zunehmend an Popularität gewonnen hat? Er entstammt dem lateinischen „resilire“ und kann mit „zurückspringen“ übersetzt werden (Duden o.J.). Während er „ursprünglich aus der Werkstoffphysik [stammt] und [...] dort die Eigenschaft elastischer Materialien [bezeichnet], nach Verformungen wieder in ihre Ausgangsposition zurückzukehren“ (Bröckling 2017), wird der Begriff heute ebenso (wenn nicht vorrangig) auf Menschen übertragen. Das wird auch bei einem Blick in den Duden deutlich, denn hier heißt es, er wird „besonders [in der] Psychologie“ (Duden o.J.) gebraucht und bedeutet so viel wie „psychische Widerstandskraft; Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen“ (ebd.). Mittlerweile lässt er sich ebenso auf andere Bereiche

anwenden und wurde unter anderem für ökonomische, militärische, politische, pädagogische, medizinische oder die bereits genannten psychologischen Bereiche operationalisiert (Bröckling 2017). Eigene Konzepte zur Bedeutung von Resilienz sind mitunter in der Gesundheitswissenschaft, der Geographie, der Sozialen Arbeit, der Katastrophensoziologie und der Sicherheitsforschung zu finden und beeinflussen und überlagern sich wechselseitig (Bröckling 2017 mit Verweis auf Wink 2016).

Da Resilienz als Gegenbegriff zur Vulnerabilität gilt und der Begriff (wie die Vielzahl an wissenschaftlichen Disziplinen verdeutlicht) eine weitläufige Übertragbarkeit zulässt, kann er verwendet werden, um Felder und konkrete Maßnahmen oder Strategien aufzuzeigen, anhand derer die Vulnerabilität in Quartieren geschmälert werden kann/könnte. Resilienz soll dabei in Abgrenzung zur defizitorientierten Betrachtung aus einer Vulnerabilitätsperspektive als ein „ressourcenaktivierender Ansatz“ (Silkenbeumer 2011: 612) verstanden werden. Es geht also darum, bislang unentdeckte oder unzureichend genutzte Ressourcen ausfindig zu machen und entsprechend zu nutzen. Im Gegensatz zur nicht ganz unkritisch zu betrachtenden „Stehaufmännchen-Metapher“, die im Kontext von Resilienz „an bestimmte normative und wertorientierte Überzeugungen [anknüpft]“ (Fookon 2016: 26), sind „Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Selbsthilfe“ (Gusy 2013: 997) gefragt, die das (Zusammen)leben in einem ressourcenärmeren Quartier erleichtern. Somit wird deutlich, dass es nicht um eine völlige Beseitigung von Vulnerabilität geht, sondern um einen adäquaten Umgang mit kritischen Faktoren oder schwierigeren Umständen. Resilienz kann dementsprechend nicht etwa als ein bestimmter Zustand, sondern vielmehr als ein Prozess betrachtet werden, für den es Lernen, Anpassungs- und Innovationsprozesse zu fokussieren gilt, wie der schwedische Ökologe und Resilienzforscher Carl Folke darlegt (2006).

Außerdem haben nicht allein die theoretischen Darlegungen zu vulnerablen Faktoren, sondern ebenso die empirischen Ausführungen der *migsst*-Interviews die Vielzahl an Handlungsfeldern verdeutlicht. Statt also Probleme einzeln zu bearbeiten, gilt es, „intensive und sozial-integrative Handlungsfelder in ihren lokalen Zusammenhängen gleichermaßen zu berücksichtigen“ (Franke 2012: 56) und eine

„integrative Betrachtung von ‚Raum‘ und ‚Sozialem‘ – also lokaler Lebensrealitäten mit ihren baulichen, städtebaulichen, infrastrukturellen, (lokal-)wirtschaftlichen, sozialstrukturellen, -ökonomischen und -psychologischen, kulturellen und umweltbezogenen Zusammenhängen“ (ebd.)

zu verfolgen. Schließlich weisen integrative und außerdem partizipative Strategien „strukturelle Ähnlichkeiten mit Betriebs- und Organisationsprinzipien resilienter Systeme auf“ (ebd.: 57).

Generell gilt es, bei der Erarbeitung nützlicher Maßnahmen die unterschiedlichen Nutzer*innen eines Quartiers mitzudenken. Das setzt voraus, sich auf diverse Belange einzulassen und „raumproduzierende Individuen stärker ins Zentrum der Betrachtung [zu] rücken“ (ebd.: 58). Solch ein hoher Anspruch lässt sich nur mit partizipativen Formaten

bewerkstelligen, die auf Langlebigkeit ausgerichtet sind. Um Maßnahmen wirksam und beständig umzusetzen, müssen diese an die Bedürfnisse, Bedarfe und Potenziale der Bewohner*innen und Nutzer*innen angepasst sein, sodass Partizipation unerlässlich ist. Hieraus ergibt sich außerdem der Vorteil, dass die unterschiedlichen, an der Gestaltung der Quartiere mitwirkenden Akteur*innen (Polizei und Ordnungsdienst, Mitarbeiter*innen der Kommunalverwaltung und der sozialen Einrichtungen, Kirchen und Moscheen) stärker miteinander verzahnt arbeiten müssen. Partizipative Formate haben somit nicht allein den Vorteil, dass auf die Belange der Bewohner*innen und Nutzer*innen eingegangen wird und ihnen „eine Stimme“ gegeben wird. Zugleich werden dadurch Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Bewohner*innen geschaffen, wodurch wiederum das gegenseitige Vertrauen gestärkt werden kann. Hierin sieht auch der Kriminologe Robert J. Sampson einen Mehrwert, den er mit seinen Ausführungen zur *collective efficacy* darlegt, die verstanden werden kann als „*a form of social capital that can be defined as the concolidation of neighborhood social cohesion and informal social control*“ (Steinmetz-Wood et al., 2017:1). Hierbei wird der Stellenwert einer hilfreichen Mischung aus wahrgenommenem Zusammenhalt, die sogenannte *social cohesion*, sowie der informellen sozialen Kontrolle, *informal social control* (Kurtenbach, 2017, Hervorh. im Orig.) unterstrichen. Die Menschen müssen gar nicht im ständigen Kontakt sein, vielmehr betont Sampson, dass die Nachbarschaft als soziales Gefüge von Relevanz ist und die Wirkung des Kollektivs, die dafür nicht mal mit normativen Vorstellungen überladen sein muss. Durch das vorhandene soziale Kapital, aus dem wiederum Resilienz geschaffen wird, kann in präventiver Form zu einem guten nachbarschaftlichen Zusammenleben beigetragen werden.

Um die Vielfältigkeit der Quartiers-Nutzer*innen im Blick halten zu können, wird zugleich ein intensiverer Austausch zwischen der Planungs- und der „Vor-Ort-Ebene“ angeregt. Hierfür bietet sich die Einrichtung einer koordinierenden Stelle an, die einen Überblick über die Bewohnerschaft hat, darüber hinaus über Umsetzungsmöglichkeiten seitens der Stadtverwaltung und der Quartiersebene verfügt und weiß, welche Ressourcen für die unterschiedlichen, spezifischen Bedürfnisse und Bedarfe aktiviert werden können. Es wird außerdem dafür plädiert, sogenannte „Pufferzonen“ zwischen unmittelbarem [...] ‚Sozialraum‘ und benachbarten Quartieren/städtischen Teilräumen“ (ebd. 59) mit einzukalkulieren, schließlich findet auch eine Nutzung außerhalb der abgesteckten Grenzen eines Quartiers statt, beispielsweise bei dem von den Jugendlichen oft benutzten Bolzplatz zwei Straßen hinter der Quartiersgrenze.

Soziale Teilhabe

Die Ausführungen zum sozialen Kapital nach Bourdieu haben gezeigt, dass Möglichkeiten der sozialen Teilhabe und dadurch auch eine potenzielle Erweiterung des bisherigen Netzwerks gerade für ressourcenärmere Quartiere wichtig sind. Somit gilt es, die „sozialräumliche Benachteiligung und soziale Ungleichheit [...] zu reduzieren, um die individuelle und kollektive soziale Resilienz zu stärken“ (BMI 2021: 10). Dies fängt bei Kindern

und Jugendlichen an und zieht sich fort bis ins hohe Alter, denn jede Altersklasse für sich hat unterschiedliche Bedürfnisse. Schließlich hat „soziale Ungleichheit im Hinblick auf Faktoren wie ökonomische Situation, Alter oder Geschlecht“ zur Folge, dass sich „unterschiedliche Vulnerabilitäten und Resilienzbildungen abbilden“ (Christmann/Ibert 2016: 238 mit Verweis auf u.a. Cutter/Finch 2008; Morrow 2008).

Die Notwendigkeit einer alters- und gruppenspezifischen Angebotsstruktur, anhand derer auf die diversen Belange der Bewohner*innen eingegangen werden kann und damit nicht nur die individuelle, sondern die gesamte Resilienz im Quartier dank einer Ressourcenaktivierung gefördert wird, ist in den *migsst*-Forschungsquartieren deutlich sichtbar, wie auch ein Zitat aus einem Interview mit einem Polizisten verdeutlicht:

„Klar, man hat hier eine Altersgruppe, eine Altersspanne von ich weiß gar nicht, von, ne, vom Säugling bis hin zum 90-Jährigen Omchen oder Opchen. Ich mein, natürlich knallen hier die Bedürfnisse aufeinander.“

Hierbei muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass

- a) mit einer „Angebotsstruktur“ keineswegs ausschließlich konkrete Veranstaltungen und Anlaufstellen gemeint sind; ebenso ist darunter die Gestaltung des öffentlichen Raums zu verstehen, die für die gesamte Bewohnerschaft gedacht sein sollte und somit niedrigschwellige Nutzungsangebote des öffentlichen Raums meint. Dies knüpft an die bereits genannte Relevanz von Partizipationsmöglichkeiten an, dank derer genauer eruiert werden kann, welche Gestaltung des Quartiers gewünscht ist.

und dass

- b) nicht ausschließlich spezifische, auf einzelne Gruppen ausgelegte Angebote und Räume ausgebaut werden sollen. Vielmehr geht es um ein Gleichgewicht, bestehend aus spezifischen (Rückzugs)Orten und Angeboten und ebenso (alters)gruppenübergreifenden Begegnungsorten und -angeboten. Erstere ermöglichen eine ungestörte, persönliche Entfaltung, während zweitere soziale Hemmnisse abbauen und das Kennenlernen oder Knüpfen neuer Kontakte ermöglichen, wodurch wiederum Vertrauen aufgebaut werden kann.

Die Notwendigkeit, die soziale Teilhabe durch die (Um)gestaltung des öffentlichen Raums und die Erweiterung von konkreten Angeboten zu fördern, ist ebenso in den *migsst*-Quartieren deutlich geworden. Im Folgenden werden einige Beispiele aufgeführt, um die Notwendigkeit zu verdeutlichen.

1) Jugendliche

„Wir hatten Bänke und die sind abgeschafft worden. Weil sich dann sehr viele getroffen haben. Hier hatten wir, da haben die sich hingestellt gehabt. Da waren Treppe runter, den Treppe haben die dann weggemacht. Dass die Jugendliche sich nicht draufsetzen. Und jetzt sammeln sich nicht so viele.“

„Die unterhalten sich, sitzen, und und und. Aber die können ja nichts machen, die Jugendlichen. Was haben die denn? [...] Aber Jugendliche hier in der Umgebung sind nicht sehr viel, weil nichts hier los ist.“

„Ja, das ist eins der Probleme. Also man trifft sich halt da auf der Straße bis man irgendwo verscheucht wird, weil man da zu zehnt, zu 15. steht, und als störend empfunden wird. Das ist zumindest nachmittags und abends so.“

2) Kinder

„Hier ist ein Spielplatz direkt neben unsere Schule, aber der ist winzig klein, total heruntergekommen. Da steht eine Schaukel und ein kleines Drehkarussell und eine Tischtennisplatte, das war es. Was anderes gibt es hier nicht.“

„Kinder der Familien, die jetzt, sage ich mal, für etwas Besseres in diesem Stadtteil halten, so die türkischen, libanesischen Familien, die sind sehr behütet in dem Sinne, dass sie sie nicht rauslassen. Weil sie auch Angst haben vor den Neuzuwanderern. Die sitzen dann den ganzen Tag vorm Fernseher oder vor der Playstation.“

3) Eltern

„Also wir versuchen hier an der Schule im Augenblick wieder verstärkt Elternarbeit zu initiieren mit so Elterncafés. Also gemeinsames Frühstück mit den Eltern aus allen Nationen, auch organisiert von den Eltern und von unserer Elternberaterin. [...] Das ist dann der Versuch so ein bisschen solchen Sachen entgegenzuwirken und auch Eltern hierherzukommen, die vielleicht zum Elternabend da nicht kommen, weil dann die kleinen Kinder ins Bett müssen, weil sie abends da Probleme haben, die nicht alleine lassen wollen oder nicht-Mutter nicht kommen will, weil sie kein Deutsch spricht, Vater nicht kommen kann, weil er arbeiten muss.“

4) Senior*innen

„Da waren auch Bänke. Die haben sie abgebaut, weil natürlich da die kiffenden Jugendlichen auch die Senioren vertrieben haben, für die sie das da eigentlich hingestellt haben, ne.“

Relevanz der Resilienzförderung von Kindern

Den Zitaten ist die Relevanz der Gestaltung des öffentlichen Raums zu entnehmen, die die Bedürfnisse der unterschiedlichen Altersgruppen berücksichtigen sollte. Des Weiteren wird deutlich, dass die Eltern mitunter über ein geringes Maß an Ressourcen verfügen, was sich wiederum auf deren Kinder auswirken kann. Da bei der „Resilienzförderung der Grundsatz ‚je früher, desto besser‘ zugrunde gelegt werden darf, kann sie für diese Altersstufen als besonders effektiv gelten“ (Zander/Roemer 2016: 57). Das wiederum verdeutlicht den hohen Stellenwert einer „Installation ausreichend vieler Schutzfaktoren“ (ebd.), die ein unzureichendes Resilienzpotezial innerhalb der Familie oder seitens des betroffenen Individuums kompensieren können.

Die britischen Autor*innen Sally Wassell und Brigid Daniel (2002) haben konkrete Anhaltspunkte erarbeitet, anhand derer für die verschiedenen Altersstufen (Kindheit, Grundschul- und Jugendalter) eruiert werden kann, wie es um die einzelnen Resilienz-Bereiche und damit auch um das gesamte Resilienz-Potenzial steht:

- eine sichere Bindung herstellen,
- die schulische Leistungsfähigkeit unterstützen,
- Kontakte zu Gleichaltrigen und Freundschaften ermöglichen,
- die besonderen Fähigkeiten und Neigungen ausbauen,
- soziale Kompetenzen und Problemlösefähigkeit fördern,
- positive Werte und Selbstvertrauen stärken. (Daniel/Wassell 2002)

Insgesamt kann die Bedeutung einer „*sichere[n] Bindung* zu einer Bezugsperson“ (Zander/Roemer 2016: 59) als besonderer Schutz von Kindern und Jugendlichen hervorgehoben werden, wobei hiermit nicht allein „die Bindung an primäre Bezugspersonen“ (ebd.) gemeint ist, sondern „die verlässliche Beziehung zu einem Menschen, an den sich das Kind in seinem Schutzbedürfnis vertrauensvoll wenden kann und der ihm auch als Vorbild bei der Bewältigung seiner schwierigen Lebenssituation dient“ (ebd.). Konkret muss es sich dabei nicht um die Eltern handeln – ebenso können es auch Ersatzpersonen wie die Großeltern oder Geschwister sein, aber auch professionelles Personal wie Betreuer*innen und Erzieher*innen in einer Kita oder Lehrer*innen in der Schule (ebd.).

Wie auch in den anderen Berufen, können sich auch in der sozialen Arbeit tätige Menschen zunächst einen Überblick verschaffen, um „durch Resilienzförderung etwas letztlich nicht Planbares provozieren“ (ebd.) zu können.

Gemeinwesenmediation

Da die Auseinandersetzung mit Problemen, aber ebenso die alters- und zielgruppenspezifischen Bedürfnisse im Quartier (oder eben auch außerhalb des Quartiers) mitunter zu starken Konflikten führen können, ist die Implementierung einer Gemeinwesenmediation denkbar. Schließlich erfordert eine neue Beteiligungskultur, „die den Kern einer tiefer gehenden ‚Sozialraumorientierung‘ kommunalen Verwaltungshandelns im Sinne einer bedarfsgerechten, koproduzierenden und (damit) auf Resilienz zielenden Quartiersentwicklung“ (ebd.: 60) treffen möchte, eine enorme Sensibilität und die Kunst, unterschiedliche Perspektiven und Interessen austarieren zu können. Gemeinwesenmediation „bezeichnet ein Verfahren der außergerichtlichen zivilgesellschaftlichen Konfliktvermittlung, das sich auf ein räumlich begrenztes soziales Gefüge mit einer eigenen Identität bezieht“ und „die strukturellen Rahmenbedingungen von Konflikten (meso- und makrosoziale Ebene)“ zu berücksichtigen weiß (Becker/Riedel 2013: 425). Sie kann in zweierlei Richtungen eingesetzt werden: Zum einen als Chance, gesellschaftspolitische Entscheidungs- und Gestaltungsprozesse zu aktivieren, dementsprechend spricht

dies die bottom-up-Ebene an (vgl. ebd.: 426). Zum anderen kann Mediation „als Instrument der Bürgerbeteiligung und Stadtentwicklung eingesetzt“ werden (ebd.).

Die soziale Mediation (nach Winter 2005) ist ein Konzept, welches „als sozialpolitische Intervention darauf [abzielt], Konfliktlösungsstrategien in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ zu verbessern sowie Integration und soziale Kontrolle zu stärken“ (ebd.: 427). In den *migsst*-Forschungsquartieren sind Sitzungen, in denen diverse Akteur*innen und Bewohner*innen zusammenkommen und über die Sicherheits- und Ordnungslage diskutieren, keine Seltenheit. Die Teilnahmen an diesen Formaten haben jedoch zum Teil gezeigt, was der Soziologe Ulrich Bröckling über das Dilemma der Herstellung eines Sicherheitsgefühls beschreibt: „Je mehr von Sicherheit geredet wird, desto größer ist die reale oder imaginierte Unsicherheit, desto dringlicher der Impuls, etwas dagegen zu tun, und desto gravierender die Maßnahmen, die zu diesem Zweck erforderlich und gerechtfertigt erscheinen“ (2016: 94). Dies führt mitunter zu einer aufbrausenden Stimmung, in der sich die Bewohner*innen gegenseitig in ihrer Sorge um die vermeintliche Unsicherheit oder Probleme mit anderen Bewohner*innen bestärken, wodurch eben nicht das Ziel einer Linderung von Konflikten erzielt wird. Stattdessen bekräftigen sich die Teilnehmenden in ihrer negativen Wahrnehmung und beschuldigen die Akteur*innen für Probleme. Diese sehen sich gezwungen, mehr Maßnahmen zu ergreifen, um seitens der Bewohnerschaft weiterhin ernst genommen zu werden. Dies ist auch in den Forschungsquartieren zu beobachten, wo Dialoge teilweise in Anschuldigungen münden und mit einem Aufgebot an sichtbaren Maßnahmen reagiert wird. So fragt ein Polizist die Teilnehmenden einer solchen Sitzung

„[...] ob Maßnahmen [...] spürbar seien und die Mobilen Sprechstunden mit dem KOD [Kommunaler Ordnungsdienst] gesehen werden. Zudem informiert er, dass der KOD bis 22 Uhr erreichbar sei und es auch die Mülldetektive⁷ gäbe [...].“

Der Stellenwert von konkreten Maßnahmen soll keineswegs relativiert werden, doch sollten diese nicht genutzt werden, um schwierige Gespräche zu kompensieren. Eine angemessene Kommunikation zwischen den Akteur*innen und Bewohner*innen ist von hoher Relevanz, denn sie schafft gegenseitiges Vertrauen. Die soziale Mediation kann dann eingesetzt werden, um „[...] das Sicherheitsgefühl der BewohnerInnen [zu] erhöhen, Kriminalitätseffekte [zu] mindern und Stigmatisierungen gegen ausgegrenzte Bevölkerungsteile [abzubauen]“ (Becker/Riedel 2013: 427).

„Kooperative Strukturen aufzubauen und dann auch praktisch kooperativ zu handeln“ (Floeting 2012: 21), scheint ein wichtiger Bestandteil zu sein, um die urbane Sicherheit zu gewährleisten. Diese sollte als „kontinuierliche Aufgabe und gemeinschaftliches Ziel der Stadtgesellschaft begriffen werden“ (ebd.), denn „resiliente‘ Städte sind ‚sichere‘

⁷ Aufgrund sich häufender Beschwerden über (illegal entsorgten) Müll im öffentlichen Raum wurden sogenannte Mülldetektive eingesetzt, die im Auftrag der Stadt tätig sind, und die Verursacher ausfindig machen wollen.

Städte, wenn [...] Resilienz [...] auch robuste Organisationsstrukturen und Modi im Umgang mit urbaner Sicherheit etabliert“ (ebd.). Die urbane Sicherheit als ein Teil urbaner Resilienz sollte „als kontinuierliche Aufgabe und gemeinschaftliches Ziel der Stadtgesellschaft begriffen werden“ (ebd.). Da „Partizipationsangebote [...] mit der Mitwirkungsbereitschaft [stehen und fallen]“, ist es „unerlässlich, ausreichend Ressourcen bereitzustellen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Verwaltung“ (Bock/Beckmann 2012: 79), aber ebenso weitere (soziale) Akteur*innen zu schulen. Unterstützt werden können alle Akteur*innen in den konkreten partizipativen Formaten von geschulten Mediator*innen.

Mobilitätsinfrastruktur

Gerade Menschen, die über unzureichende Kapitalien verfügen und in abseits gelegenen Quartieren leben, sollten auf eine gute Mobilitätsinfrastruktur zurückgreifen können, um beispielsweise auch Chancen auf eine Arbeitsstelle zu erhöhen oder das Knüpfen und Aufrechterhalten hilfreicher Kontakte zu ermöglichen. Denn auch das kann als Teil des „ressourcenaktivierende[n] Ansatz[es]“ (Silkenbeumer 2011: 612) verstanden werden, schließlich erweitert ein größerer (Fort)Bewegungsradius auch Optionen in diversen Lebensbereichen. Expert*innen raten hinsichtlich einer resilienten Gestaltung der Mobilitätswende unter anderem, den ÖPNV zu stärken und Rad- und Fußwege weiter auszubauen, indem Parkplätze beispielsweise zu Radwegen oder „als Ort spontaner Begegnungen“ ausgebaut werden (BMI 2021: 10). Dies wirkt sich nicht allein auf Bewegungsmöglichkeiten und den -radius aus, sondern führt letztlich auch zu einem gesünderen Quartier, das weniger stark von Feinstaubbelastungen betroffen ist.

Die Notwendigkeit des Ausbaus der Mobilitätsmöglichkeiten ist in einigen Forschungsquartieren deutlich zu spüren. So berichtet eine interviewte Lehrerin, dass „die Durchlässigkeit in andere Stadtteile baulich bedingt“ kaum möglich sei und das Quartier einer „Insellage“ unterläge, deren Qualität durch einen Bahnlinienstrang, eine Schnellstraße und einen Kanal noch einmal erheblich gemindert wird. Durch eine Vielzahl an Straßen, die von Autos befahren werden, kommt es außerdem zu einer Fragmentierung, die eine adäquate Nutzung kaum ermöglicht und dementsprechend bestätigt, dass insbesondere der Ausbau von Rad- und Fußwegen oder verkehrsberuhigten Zonen gestärkt werden sollte.

Übungsaufgabe:

1. Im Folgenden werden die klassischen W-Fragen aufgelistet, an denen sich Mitarbeitende der sozialen Arbeit für eine gezielte Resilienzförderung orientieren können. Verschaffen Sie sich einen Überblick über die Situation in Ihrer Institution oder in Ihrem Quartier und gehen Sie damit die Fragen durch, um Potenziale der Resilienzförderung ausfindig machen zu können.

- Was liegt vor? Was ist nicht gut und sollte geändert werden? Unter diese Fragestellung wird alles subsumiert, was für die Beschreibung des vorliegenden Falls und dessen Symptomatik relevant ist, also der Anamnese des gegenwärtigen Zustandes dient.
- Warum ist es so gekommen? Diese Frage ergänzt die Anamnese um die Analyse der Vorgeschichte des Falls. Zusammen mit der ermittelten Vorgeschichte resultiert aus dem fallbezogen zu erstellenden Risiko- und Schutzfaktorenprofil in einem zweiten Schritt die Diagnose.
- Wohin soll der „Förderplan“ führen? Ziel dieser Fragestellung ist es, anhand des Risiko- und Schutzfaktorenprofils zwar selbstverständlich, wenn möglich, vorhandene Risiken zu mildern oder gar zu eliminieren, vor allem aber vorhandene Schutzfaktoren zu stärken und auszubauen sowie besonders an den Schwachstellen zusätzliche Schutzfaktoren zu generieren. Optimal wäre es, wenn am Schluss auf allen drei Ebenen Schutzfaktoren vorhanden wären. Die Prognose besteht hier in der Hoffnung, durch Zusammenwirken möglichst vieler Schutzfaktoren die Auswirkungen der gegebenen Risiken einzudämmen, dem möglichen Resilienzpotenzial zum Durchbruch zu verhelfen und bereits sichtbare Resilienz zu kräftigen.
- Wie soll der „Heilungserfolg“ erzielt werden? Die Antwort besteht in einem fallbezogenen Handlungsplan, der konkrete Förderschritte vorsieht. Auf der individuellen Ebene würde beispielsweise dazu sicherlich die Stärkung des Selbstvertrauens, die Verstärkung sozialer Kompetenzen und die Förderung von individuellen Fähigkeiten und Neigungen gehören. Zwar gilt es ungünstigen Charaktereigenschaften entgegenzuwirken, doch sollte die Entwicklung resilienzförderlicher Verhaltensweisen immer im Vordergrund stehen.
- Womit soll gearbeitet werden? Hier kämen die konkreten Einzelschritte zum Tragen. Diese Frage sollte immer wieder neu gestellt werden, weil auf den individuellen Verlauf des Resilienzbildungsprozesses reagiert werden muss. In Projekten zur Resilienzförderung hat es sich deshalb als sinnvoll erwiesen, die jeweilige individuelle Entwicklung in ihrem Prozessverlauf regelmäßig zu reflektieren, zu dokumentieren und die weiteren Förderschritte an diese Zwischenergebnisse anzupassen.

(Staub-Bernasconi 2010; von Spiegel 2013)

2. Überlegen Sie, welche partizipativen Formate in Ihrem Quartier in Frage kämen, um die Bedürfnisse der diversen (Alters-)Gruppen hinsichtlich der Gestaltung des öffentlichen Raums als einen Resilienz stärkenden Faktor eruieren zu können.

Literaturverzeichnis

ALISCH, Monika (2002): „Soziale Stadtentwicklung – Politik mit neuer Qualität?“ In: WALTHER, Uwe-Jens (Hrsg.) (2002): *Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur sozialen Stadt?*, Opladen, S. 57–69.

- ANDERSSON, Roger/ MUSTERD, Sako (2005): „Housing Mix, Social Mix, and Social Opportunities“ In: *Urban Affairs Review* 6, S. 761-790.
- ATKINSON, Rowland & KINTREA, Keith (2001): „Disentangling Area Effects: Evidence from Deprived and Non-deprived Neighbourhoods.“ In: *Urban Studies*, 38/12, S. 2277-2298.
- BECKER, Franziska/ RIEDEL, Silke (2013): „Gemeinwesenmediation“ In: STÖVESAND, Sabine/ STOIK, Christoph/ TROXLER, Ueli (Hrsg.) (2013): *Handbuch Gemeinwesenarbeit*, Band 4, Opladen/ Berlin/ Toronto, S.425-430.
- BOCK/BECKMANN (2012): „Kommunale Beteiligungskulturen: Unverzichtbare Bausteine einer anpassungsfähigen Stadt. Bedeutung und Rolle neuer urbaner Governance-Arrangements für die resiliente Stadt.“ In: BECKMANN, Klaus J. (Hrsg.): *Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte*. Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin, S. 75-80.
- BOHLE, Hans-Georg. (2005): „Soziales oder unsoziales Kapital? Das Konzept von Sozialkapital in der Geographischen Verwundbarkeitsforschung.“ In: *Geographische Zeitschrift*, 93 (2), S.65-81.
- BOURDIEU, Pierre (1983): „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“ In: KRECKEL, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten, soziale Welt*. Sonderband 2, Göttingen, S.183-198.
- BOURDIEU, Pierre (2012): „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“ In: BAUER, U./ BITTLINGMAYER, U. H./ SCHERR, Albert (Hrsg.): *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie*. Wiesbaden, S. 229-242.
- BRÖCKLING, Ulrich (2017): „Resilienz. Über einen Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts“, in: *Soziopolis*. Im Internet unter: <https://www.sozio-polis.de/resilienz.html>, Recherche am 23.07.2021.
- BUKOW, Wolf-Dietrich (2020): „Das Quartier wird Basis zukunftsorientierter Stadtentwicklung.“ In: BERDING, Nina/BUKOW, Wolf-Dietrich (Hrsg.) (2020): *Die Zukunft gehört dem urbanen Quartier. Das Quartier als eine alles umfassende kleinste Einheit von Stadtgesellschaft*. Wiesbaden, S. 7-26.
- BUNDESMINISTERIUM DES INNERN, FÜR BAU UND HEIMAT (BMI) (2021): „Memorandum Urbane Resilienz. Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt“ Im Internet unter: https://www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de/NSPWeb/SharedDocs/Publikationen/DE/Publikationen/memorandum_urbane_resilienz.pdf?__blob=publicationFile&v=4, Recherche am 27.07.2021.
- BURZAN, Nicole (2011): „Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien.“ In: ABELS, Heinz et al. (2011): *Studententexte zur Soziologie*. 4. Auflage, Wiesbaden.
- CHRISTMANN, Gabriela B./ BALGAR, Karsten/ MAHLKOW, Nicole (2015): „Zur sozialwissenschaftlichen Konzeption von Vulnerabilität und Resilienz. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Betrachtungen am Beispiel von Städten“ In: ENDREß, Martin/ MAURER, Andrea (Hrsg.) (2015): *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen*. Wiesbaden, S. 123-152.
- CHRISTMANN, Gabriela B./ IBERT, Oliver (2016): „Eine sozialräumliche Perspektive auf Vulnerabilität und Resilienz. Sozialkonstruktivismus, Akteur-Netzwerk-Theorie und relationale Raumtheorie im Dialog“, in: WINK, Rüdiger (Hrsg.) (2016): *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*, Wiesbaden, S. 233-262.

- CUTTER, S. L./ FINCH, C. (2008): „Temporal and spatial changes in social vulnerability to natural hazards. Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America“, 105(7), S.2301–2306.
- DUDEN (o.J.): „Resilienz“, im Internet unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Resilienz>, Recherche am 23.07.2021.
- DUDEN (o.J.): „Vulnerabilität“, im Internet unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Vulnerabilitaet>, Recherche am 19.07.2021.
- DURLAUF, Steven (2004): „Neighbourhood Effects.“ In: HENDERSON, J. Vernon/ THISSE, Jacques (eds.): *Handbook of Regional and Urban Economics*, edition 1, volume 4, chapter 50, Elsevier: 2173-2242.
- FARWICK, A. (2012): „Segregation“ In: ECKARDT, Frank (Hrsg.) (2012): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden, S. 381-420.
- FLOETING, Holger (2012): „Von harten Zielen und weichen Maßnahmen – Sind „resiliente“ Städte „sichere“ Städte?“ In: BECKMANN, Klaus J. (Hrsg.): *Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte*. Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin, S. 14-22.
- FOLKE, Carl (2016): „Resilience: The emergence of a perspective of social ecological systems analyses“ In: *Global Environmental Change*, Nr. 16, S.253-267.
- FOOKEN, Insa (2016): „Psychologische Perspektiven der Resilienzforschung“ In: WINK, Rüdiger (Hrsg.) (2016): *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*, Wiesbaden, S.13-46.
- FRANKE, Thomas (2012): „Der sozialräumliche Ansatz als Handlungsoption für soziale und stadträumliche Integration. Ein Beitrag zur resilienten Quartiersentwicklung“ In: BECKMANN, Klaus J. (Hrsg.): *Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte*. Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin, S. 56-60.
- FREVEL, Bernhard (2019): „Verletzlichkeit“ In: FREVEL, B. (Hrsg.) (2019): *Begriffe und Interpretationen. Grundlegungen für das interdisziplinäre Arbeiten im Projekt*, Working Paper Nr. 1, S. 66-74.
- GILBERT, Pierre (2011): «Ghetto», «relégation», «effets de quartier». Critique d’une représentation des cités. In: *Métropolitiques*, 09/02/2011. Im Internet unter <https://metropolitiques.eu/Ghetto-relegation-effets-de-quartier-Critique-d-une-representation-des-cites>, Recherche am 20.07.2021.
- GUSY, Christoph (2013): „Resilient Societies. Staatliche Katastrophenschutzverantwortung und Selbsthilfefähigkeit der Gesellschaft.“ In: HECKMANN, Dirk/ SCHENKE, Ralf P./ SYDOW, Gernot (Hrsg.): *Verfassungsstaatlichkeit im Wandel. Festschrift für Thomas Würtenberger zum 70. Geburtstag*. Berlin, S. 995-1010.
- HÄUßERMANN, Hartmut/ KRONAUER, Martin (2009): „Räumliche Segregation und innerstädtisches Ghetto“ In: STICHWEH, Rudolf/ WINDHOFF, Paul (Hrsg.) (2009): *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden, S. 157-173.
- HELLER, Kurt (o.J.): „Vulnerabilität“, in: *Spektrum Magazin, Lexikon der Psychologie*. Im Internet unter: <https://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/vulnerabilitaet/16544>, Recherche am 12.07.2021.

- KRONAUER, Martin/VOGEL, Berthold (2001): „Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte?“ In: *SOFI-Mitteilungen* Nr. 29/2001, S. 45-58.
- LIPPUNER, Roland (2012): „Pierre Bourdieu“ In: ECKHARDT, Frank (Hrsg.) (2012): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden, S. 125-144.
- LUKAS, Tim (2014): „Urbane Resilienz. Ein neues Paradigma der städtebaulichen Kriminalprävention?“, in: *.SIAK-Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis*, Heft Nr. 1, S. 4-15.
- MAURER, Heike (2009): „Prekäre Beschäftigung und Arbeitnehmende mit Migrationshintergrund. Bildungsangebote zur Förderung der Gleichberechtigung im Betrieb“, in: *Hans Böckler Stiftung, Arbeitspapier 179*, Düsseldorf.
- MORROW, B. H. (2008): „Community resilience. A social justice perspective.“ CARRI Research Report 4. Miami.
- NIESZERY, Andrea (2012): „Soziale Segregation, Quartierseffekte und Quartierspolitik. Ein deutsch-französischer Vergleich.“ Berlin.
- NIESZERY, Andrea (2014): „Class, race, gender... neighbourhood? Zur Bedeutung von Quartierseffekten in der europäischen Stadtforschung“ In: SCHNUR, Olaf (Hrsg.) (2014): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden, S. 135-155.
- SCHNUR, Olaf (2014): „Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven.“ In: SCHNUR, Olaf (Hrsg.): *Quartiersforschung: Zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden, S. 21-56.
- SCHNUR, Olaf/ REH, Carlotta/ KRÜGER, Kirsten (2020): „Quartierseffekte und soziale Mischung. Ein Faktencheck aus wissenschaftlicher Perspektive.“ In: *Vhw-Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V.* (Hrsg.), Nummer 48, Berlin.
- SCHWINGEL, Markus (1995): *Bourdieu zur Einführung*, Hamburg.
- SENKEL, Patrick (2012): „Quartierseffekte im urbanen Raum. Konzept und methodische Kritik.“ In: *Bundesverband Wohnen und Stadtentwicklung* (Hrsg.), Heft 6/2012 Stadtentwicklung und Sport, Berlin.
- SILKENBEUMER, Mirja (2011): „Resilienz aufspüren – Biografiearbeit mit delinquenten Jugendlichen“ In: ZANDER, Margherita (Hrsg.) (2011): *Handbuch Resilienzförderung*, Wiesbaden, S.611-636.
- STAUB-BERNASCONI, Silvia (2010). „Menschenwürde und das Tripelmandat in der Sozialen Arbeit des ASD.“ In: Einführungsvortrag auf dem Bundeskongress des Allgemeinen Sozialdienstes (ASD), Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, 24–26. Nov. 2010.
- STEINMETZ-WOOD, Madeleine et al. (2017): „Is gentrification all bad? Positive association between gentrification and individual’s perceived neighborhood collective efficacy in Montreal, Canada“, in: *International Journal of Health Geographics* 16:24.
- UEBERSCHÄR, Ellen (2020): „10 Denkrichtungen der Krisenresilienz“, in: *Heinrich Böll Stiftung*. Im Internet unter: <https://www.boell.de/de/2020/04/08/10-denkrichtungen-der-krisenresilienz>, Recherche am 12.07.2021.
- von SPIEGEL, Hiltrud (2013): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit – Grundlagen und Arbeitshilfe für die Praxis*. 5. vollst. überarb. Auflage, Stuttgart.
- WINK, Rüdiger (2016): *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*, Wiesbaden.

ZANDER, Margherita/ ROEMER, Martin (2016): „Resilienz im Kontext von Sozialer Arbeit: Das Geheimnis der menschlichen Seele lüften?“ In: WINK, Rüdiger (Hrsg.) (2016): Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung, Wiesbaden, S.47-72.